

DIE FACKEL

NR. 91

WIEN, ANFANG JÄNNER 1902

III. JAHR

[Religiöse und soziale Voraussetzungen]

Die Proteste gegen das Eingreifen der Staatsgewalt bei der Besetzung von Universitätslehrkanzeln verstummen allmählich, und sogar Theodor Mommsen hat gegenüber dem Studiendirektor Althoff seinen Rückzug angetreten, da er kürzlich, wie sein Kollege Schmoller öffentlich erzählt hat, bei einem Gastmahl einen »rührenden Toast« auf ihn ausbrachte. Man erkennt, wie gefährlich es war, die Erinnerung zu wecken, daß die größten Gelehrten Deutschlands nicht von den Fakultäten vorgeschlagen, sondern gegen sie oder, ohne daß sie befragt wurden, zu Universitätsprofessoren ernannt worden sind. Solches Schicksal widerfuhr außer den neulich hier genannten *Helmholtz* und *Ranke* auch *Holtzendorff*, von *Graefe*, *Johannes von Müller*; und wer würde in Kenntnis dieser Dinge nicht den Worten des *Bismarck'schen Erlasses*, an den Kultusminister vom 11. August 1884 zustimmen:

»Theoretisch ist sie — die ministerielle Befugnis, die Professoren ohne vorherige Rückfrage bei den Fakultäten zu besetzen — die Regel; sie wird aber heute schon als Ausnahme behandelt ... Das Bedürfnis, dem vorzubeugen und die Regeneration der Fakultäten nicht nach den Interessen ihrer Mitglieder, sondern nach den Erfordernissen für die Wohlfahrt der Bevölkerung einzurichten, wird meines ergebensten Erachtens der Staatsgewalt die Pflicht auferlegen, den ihr gesetzlich zustehenden Einfluß nicht aus der Hand zu geben, sondern systematisch selbst auszuüben.«

Die Münchener 'Gesellschaft', die diese Bismarck—Worte zitiert und sonst noch manche treffende Äußerung zur Affäre Spahn beigebracht hat, verweist auch auf »H. St. Chamberlains ausgezeichnet kräftiges Wort in der Wiener 'Fackel«, durch das die Mommsensche Kundgebung die bisher »schärfste, aber zugleich gehaltvollste und schlagendste Erwiderung fand«. Und der Nächstbeteiligte, Professor Martin Spahn, schreibt im Berliner 'Tag', daß H. St. Chamberlain »einen antikatholischen, aber durchaus sachlichen und freiheitlichen Standpunkt vertreten« hat. Martin Spahn bespricht in seinem Artikel das Werk des Wiener Professors der Kirchengeschichte Albert *Ehrhard* über den »Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert«, und er weist nach, wie wenig die Katholiken, die heute an Universitäten lehren, von den landläufigen liberalen Angriffen gegen den Katholizismus getroffen werden: »Diese Geschosse wurden gegen kirchliche Meinungen gezielt, die zum Einsturz eines solchen Anpralls hoffentlich überhaupt nicht mehr bedurften.« Und erfahren wir es denn in Wien nicht unaufhörlich, daß eine Presse, die den Katholizismus etwa nach den Jesuitenverschwörungsgeschichten eines Eugène Sue beurteilt, jeden modernen katholischen Gelehrten, den sie zufällig ken-

nen lernt, geradezu für den Liberalismus reklamieren möchte? Das hat kürzlich die 'Neue Freie Presse' bei Professor Ehrhard versucht, und sie war ja auch, als vor Jahren ein katholischer Priester seine Rektoratsrede über Galilei hielt, von der freiheitlichen Gesinnung des Mannes begeistert, weil eben in der Fichtegasse noch immer die Meinung besteht, daß die Kirche die Umdrehung der Erde um die Sonne leugne. Ein Geistlicher, der sich zur Überzeugung: Und sie bewegt sich doch! bekannte, mußte doch mit dem Glauben an die Bewegung der Erde notwendigerweise auch den an die anderen Fortschritte, die der Freisinn lehrt, akzeptiert haben? Daß eine solche Auffassung des Katholizismus, die ihn in mittelalterlicher Naturanschauung erstarrt wähnt, auch an deutschen Universitäten nicht fehlt, führt Spahn mit Recht darauf zurück, daß »im öffentlichen Leben unserer Nation schon nahezu ausgeschaltete Parteirichtungen an den Universitäten noch eine nicht unwesentliche Vertretung haben.« Diese Richtungen sind der alte Vulgärliberalismus und, in Norddeutschland vor allem, der alte konfessionelle Protestantismus, der ja auch einen Harnack wegen seiner »katholizistischen Tendenzen« verketzert, so wie er vor zweihundert und vor hundert Jahren gegen Leibniz und Lessing den gleichen Vorwurf erhoben hat. Heute kommen, will man schon von der »Voraussetzungslosigkeit« wissenschaftlicher Männer sprechen, nicht ihre religiösen, sondern höchstens ihre sozialen Voraussetzungen in Frage. Und da ist es ein lächerliches Schauspiel, wenn man im Bunde mit den Vertretern eines petrefakten Liberalismus sozialdemokratische Agitatoren für die Voraussetzungslosigkeit eben jenes Mommsen eintreten sieht, der in einer Wahlrede im Jahre 1882 über die Bismarck'sche Sozialpolitik und den so zahmen Kathedersozialismus sich also geäußert hat: »Die Wirtschaftspolitik der neuen Propheten ist nicht nur eine Politik der *gemeinsten Interessen*, sondern auch — warum sollte ich es nicht sagen? — eine Politik des *Schwindels*. Diese Volksbeglückung, die uns für die Zukunft verkündet wird, daß *jedem Menschen erforderlichenfalls für seine späteren Jahre von seiten des Staates eine angemessene Versorgung gewährt werden soll*, ist *Schwindel* und wird es bleiben, mag den Schwindel ein hoher oder ein niederer Mann in die Hand nehmen ¹.« Theodor Mommsen hat dann, als ihn Fürst Bismarck wegen der in diesen Worten enthaltenen Beleidigung vor Gericht zog und später Adolf Wagner von ihm öffentliche Genugtuung verlangte, erklärt, er habe nicht an einzelne Personen, sondern ganz allgemein »an diejenigen gedacht, die diesen Richtungen folgen«, an die Anhänger des Sozialismus in allen Schattierungen. Sozialismus ist Schwindel: — diese Überzeugung vorausgesetzt, ließ Mommsen damals wie heute keine Voraussetzung wissenschaftlichen Denkens gelten.

* * *

Ein unerwarteter Erfolg

»Er versteht es, jede gute Sache zu einer schlechten umzuwandeln. Seine Kundgebungen an die Zeitungen sind der Schrecken aller vernünftigen Männer ... Dieser verehrungswürdige Gelehrte kann keine öffentliche Frage berühren, ohne sie zu verkehren und zu vermatschen ... Brief folgt auf Brief, die Konfusion wird immer größer, unheilbarer Schaden ist angerichtet ... So war es vor eini-

1 Die Erfahrung lehrt, daß Mommsen recht hat. Allerdings in anderer Richtung: Die lebenslange Versorgung erfolgt heute auch bei kleiner oder keiner für Deutschland erbrachten Leistung, weshalb Deutschland bei allen Asylbetrügern die Adresse erster Wahl ist.

gen Jahren, bei Gelegenheit der geräuschvoll inszenierten Enquete über die Judenfrage. Ein Mann wie Mommsen konnte den reklamésüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen und stillschweigen ... Ähnlich vor kurzem, als der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen hell aufflammte ... Auch hier konnte Mommsen ruhig schweigen und römische Geschichte studieren.« (Houston Stewart Chamberlain in Nr. 87 der 'Fackel', 1. Dezember 1901.)

»Welchen Einfluß nimmt die Ausbreitung der nationalen Idee auf die kulturelle und soziale Entwicklung der Menschheit?« Diese Rundfrage der 'Österreichischen Volkszeitung' (1. Januar 1902) ward auch ihm unterbreitet. »Ein Mitarbeiter unseres Blattes suchte Theodor Mommsen in seiner stillen Gelehrtenklausur in Charlottenburg auf.« »Nein, nein, darüber kann ich nicht sprechen ... Mit wenigen Worten kann man diese Fragen nicht erörtern, mit einer Rundfrage sind sie nicht aus der Welt zu schaffen. Darüber müßten Bücher geschrieben werden ... Was ist denn an der Meinung eines alten Mannes gelegen! Ich kann da nichts nützen ...« »*Und da er nicht antworten will*«, heißt's in dem Bericht wörtlich weiter, »beginnt er zu *fragen*: Wird es Koerber gelingen, Ordnung zu schaffen? Was ist's mit der Los—von—Rom—Bewegung?« »Ich glaube nicht, daß derselben sehr große, umwälzende Bedeutung beizumessen ist«, erwiderte der von Mommsen interviewte Reporter der 'Österreichischen Volkszeitung'. »Und dann sprach der Gelehrte noch über allerlei, *nur über die an ihn gerichteten Fragen nicht mehr*.«

So ist's in Ordnung. Auch dem wortkargen Mommsen wird ja der Zeitungsruhm nicht vorenthalten bleiben. Beweis: die Einleitung, die die 'Österreichische Volkszeitung' ihrer Enquete vorangeschickt hat und in der sie versicherte, daß »*die kurzen und prägnanten Bemerkungen des berühmten Geschichtsforschers*, die er gegenüber unserem bei ihm erschienenen Mitarbeiter vorbrachte, überall, namentlich aber bei den Deutschen in Österreich, die *größte Beachtung* finden dürften«.

* * *

[Ovationen für Wilhelm Exner]

Die Verdienste, die sich Herr *Wilhelm Exner* als österreichischer Generalkommissar für die Pariser Weltausstellung erworben hat — sie beliefen sich bekanntlich auf 100.000 Francs — sind bereits vergessen, und der unermüdliche Mann mußte auf neue Mittel sinnen, von sich reden zu machen. Das zweckdienlichste war bald gefunden: im Bereich der Journalistik, die des Exner'schen Ruhmes Begründerin ist, war für Herrn Exner der Platz eines Reporters dieses Ruhms zu vergeben. Und so wurden die Leser der 'Neuen Freien Presse' am Silvesterabend durch einen Bericht unter dem Titel »Ovation für Sektionschef Wilhelm Exner« überrascht. »Der Niederösterreichische Gewerbeverein«, so hieß es da, »hielt zur Feier der vierzigjährigen Mitgliedschaft des Sektionschefs Exner, der zugleich Mitglied des Verwaltungsrats des Vereines ist, eine Versammlung, der auch der Protektor Erzherzog Otto beiwohnte.« Kommerzialrat Denk sprach über Exners Verdienste, Exner erhielt einen silbernen Ehrenschild, dankte und »wünschte lebhaft«, daß er in gleicher Tatkraft wie bisher noch recht lang wirken möge. Herrn Denks Rede war im Auszug, Herrn Exners — einstweilen — letzte Worte wurden vollinhaltlich wiedergegeben. Eingeweihte wissen: Außer Herrn Wilhelm Exner war kein Berichterstatter der 'Neuen Freien Presse' in jener Versammlung anwesend, und Herr Exner hinwiederum hat schon so viel geleistet, daß er sich

auch noch einen »Eigenbericht« in der 'Neuen Freien Presse' leisten konnte. Aber in den Kreisen des 'Niederösterreichischen Gewerbevereines' befürchtet man, das Publikum könnte vermuten, daß hier nicht Herr Exner für sich selbst, sondern wirklich der Verein für ihn Reklame — und eine so geschmacklose — gemacht habe. Und irgendjemand hat daher, weil's nun einmal ein alter Brauch ist, die Berichtigungen der in der 'Neuen Freien Presse' enthaltenen Lügen in der 'Fackel' zu lesen, deren Herausgeber die Wochenschrift des 'Niederösterreichischen Gewerbevereines' vom 26. Dezember 1901 übermittelt, die das Protokoll jener Vereinsversammlung vom 20. Dezember enthält. Und siehe: es war nicht eine Versammlung »zur Feier der vierzigjährigen Mitgliedschaft des Sektionschefs Exner«, sondern die *regelmäßige Generalversammlung* des Vereines, der stets der Erzherzog—Protector beiwohnt. Von den zwölf Punkten des Programms kam als elfter die »Zuerkennung der Ehrenschilde an jene Mitglieder, welche dem Vereine seit vierzig Jahren angehören, und Übergabe der Ehrenschilde und Preise« an die Reihe. »Es ist eine schöne Sitte unseres Vereines«, so begann der Vorsitzende seine Ausführungen zu diesem Punkte, »den Mitgliedern, die ihm seit vierzig Jahren angehören, einen Ehrenschild zu widmen. Diesmal sei der Beschluß gefaßt worden, auch jener Männer, die länger in der Mitte des Vereines wirkten, seiner ältesten Mitglieder, durch Überreichung von Ehrendiplomen feierlich zu gedenken. Herr Denk nannte hierauf die acht ältesten Mitglieder und übergab ihnen die Diplome. Sodann fuhr er fort: »Lassen Sie mich nun, sehr geehrte Herren, jene hochgeschätzten Mitglieder begrüßen, welche dem Vereine seit vierzig Jahren in unverbrüchlicher Treue angehören. Es sind dies die Herren: Julius Boscowitz, Dr. Wilhelm Exner, Johann Leopolder, Prinz Wilhelm zu Schaumburg—Lippe, Dr. Carl Ritter von Scherzer, Gustav Freiherr v. Springer.« Fünf der Herren waren nicht anwesend, der Vorsitzende verlas ihre Dank— und Entschuldigungssehreiben, und sagte weiters. »Wie die geehrten Herren vernommen haben, befindet sich unter den anwesenden Vereinsjubilaren auch Herr Sektionschef Dr. Wilhelm Exner. Gestatten Sie mir, bei diesem Jubilar *etwas länger* zu verweilen.« Die Teilnehmer der Generalversammlung konnten nicht umhin, dies zu gestatten; aber man hatte, als Herr Denk volle zwei Minuten bei Herrn Exner verweilte, den Eindruck, daß er etwas allzu lang bei ihm verweile, und in die Zustimmung, die dann Herrn Exner zuteil ward, da er in seiner Erwidernng der Meinung Ausdruck gab, »daß der geehrte Vorsitzende der Generalversammlung sich *viel zu lange* mit seiner Person beschäftigt habe«, mischte sich nur leise der übliche Höflichkeitswiderspruch. »Hierauf hielt«, wie die 'Wochenschrift' berichtet, »das korrespondierende Mitglied des Vereines, Herr Reichsratsabgeordneter Dr. Max Menger, den angekündigten Vortrag: 'Beobachtungen auf dem Wiener Boden'«, und die Generalversammlung wurde geschlossen. Nicht ahnend, so versichern die Teilnehmer, daß sie sich zu einer Ovation für Herrn Exner vereinigt hätten, begaben sie sich nach Hause, und des andern Tags wurde den Blättern wie gewöhnlich ein Bericht zugestellt. Die 'Neue Freie Presse' bedurfte seiner nicht mehr. Sie hatte einen Spezialberichterstatter zur Versammlung entsendet .

* * *

[Demonstration gegen Siegmund Exner]

Siegmund Exner, der Hofrat, hat zwei wichtige Erfolge aufzuweisen. Er wollte, da er in dankenswerter Weise nur die Besitzer von Legitimationskarten den Hörsaal der Physiologie betreten ließ, beweisen, wer eigentlich gegen ihn und gegen seine Studien— und Rigorosenordnung demonstrierte. Und er

hat's bewiesen: einmütig bis auf den letzten Mann haben Herr Exners Hörer, nachdem sie ihn stürmisch zur Niederlegung des Referats im Unterrichtsministerium aufgefordert hatten, die Vorlesung verlassen. Das aber ist der zweite Erfolg: diese Vorlesung ist — durch Exners Studienordnung — obligat geworden, und so kann heute Herr Exner drohen, daß er sie einstellen wolle, wenn nicht die Demonstrationen eingestellt werden, und daß die Hörer ein Semester verlieren würden. Nicht nur um dieser Gefahr willen, an der sich der Mißbrauch einer Stellung zum Vorteile ihres Inhabers am deutlichsten erkennen läßt, sind jetzt die Hörer der Medizin zur Ruhe zu mahnen: Demonstrationen, mehrmals erneuert, verlieren den Charakter von Ausbrüchen der Empörung und entarten zu dem Versuch, Gewalt an die Stelle von Argumenten zu setzen. Doch nun sollen eben die Argumente wirken, und der Studentenschaft erübrigt bloß die Bitte an das Professorenkollegium, es möge sich nicht mit der Würdigung und Geltendmachung der studentischen Beschwerden begnügen, sondern sich mit den übrigen medizinischen Fakultäten des Reichs vereinigen, um nochmals nachdrücklich gegen Bestimmungen zu protestieren, die im Widerspruch zu den Gutachten aller Berufenen erlassen worden sind. Von dem Freimut, mit dem die Herren jederzeit die Vergewaltigung reichsdeutscher Fakultäten durch einen preußischen Beamten zu rügen bereit sind, wird wohl ein Rest auch für ministerielle Übergriffe in Österreich reserviert sein. Die Studentendemonstrationen haben ihren Zweck erfüllt. Nur darf man nicht vergessen, daß Herr Siegmund Exner, der einen übermächtigen Einfluß ausnützte, seine Schuld mit Herrn v. Hartel, der ihm ihn einräumte, redlich teilt. †

* * *

[Die Apothekerprivilegien]

Dem Kampf, den die Krankenkassen seit Jahren gegen den Mißbrauch der Apothekerprivilegien führen, schenkt unsere Öffentlichkeit nicht genügende Aufmerksamkeit, und unbemittelte Patienten, die über die maßlose Teuerung der Medikamente zürnen, ahnen wohl selten, wie viel Geld ihnen der Arzt schon dadurch ersparen könnte, daß er stets daran dächte, ausdrücklich die »expeditio simplex« statt der üblichen kostspieligen, von den Apothekern stets gegebenen Verpackung zu verschreiben. Die Krankenkassen haben besondere Instruktionen über die Verschreibung für ihre Ärzte herausgegeben, sie haben einen eigenen Dienst, den der Retaxatoren, eingerichtet, um den Apothekern ungebührlichen Mehrgewinn wieder abzunehmen. Doch alle diese

Bemühungen, an denen auch der Staat wegen der Beiträge, die er hunderttausend in Krankenkassen eingereihten Angestellten zu leisten hat, sich beteiligen müßte, sind wirkungslos, weil die Apotheker im Sanitätsdepartement des Ministeriums des Innern einen stets hilfsbereiten Bundesgenossen haben. Der Klage, daß sich die Apotheken nicht rentieren, wird dort jedesmal Gehör geschenkt, und Jahr für Jahr werden die Medikamentenpreise ohne andere Wirkung erhöht, als daß auch der Preis der Apotheken steigt — in Wien kostet keine weniger als 200.000 und manche mehr als 300.000 Kronen — und der neue Besitzer abermals über geringe Rentabilität klagt. Aber bei allen früheren Abänderungen der Arzneitaxe hat man sich wenigstens auf vorangehende Preisschwankungen der Drogen berufen können, und selbst wenn die Verteuerung des Spiritus zehnfach im Preise der Spiritus enthaltenden Arzneien sich ausdrückte, war's noch nicht das Ärgste: die Arzneitaxe, die mit dem 1. Januar 1902 in Kraft getreten ist, enthält nicht bloß die Verteuerung, von 54 Arzneistoffen, die durch die Verbilligung von 32 anderen bei weitem

nicht wettgemacht wird, und nicht bloß eine Preiserhöhung der Arzneigläser, sondern obendrein eine Reform, die sich als nackte, durch keinerlei Argument zu bemäntelnde Ausbeutung der ärmeren Bevölkerungsschichten darstellt. Bisher durfte der Apotheker für *jede Wägung zwei Heller anrechnen, künftig hin wird jede Wägung unter 0,5 Gramm mit fünf Hellern bezahlt*. Und es gibt kaum ein Medikament, das nicht einen Bestandteil in einer geringeren Dosis als 0,5 g enthielte, wenige, die nicht mehrere solche Bestandteile enthalten. Die einfachsten, am häufigsten verwendeten Arzneimittel, die wenige Kreuzer kosten, sind also, je nach der Anzahl der zu wägenden Ingredienzien, um drei bis zwölf Heller verteuert. Wie viel die durch die Arzneitaxe für 1902 eintretende Preissteigerung in ganz Österreich ausmacht, ist nicht leicht zu ermitteln; Fachleute schätzen sie auf nicht weniger als fünf Prozent des ganzen für Arzneien jährlich gezahlten Betrages. Das Ministerium des Innern macht auf Kosten armer Kranken den Apothekern ein jährliches Geschenk von einigen hunderttausend Kronen. So geschehen unter der Regierung Körber, die in jeder Reichsratssession tausende von Kilogrammen Papiers mit sozialpolitischen Vorlagen bedrucken läßt ¹. †

* * *

[Landtag und Gemeinde]

Die Wiener Liberalen haben im Landtag dagegen gestimmt, daß der Gemeinde Wien die Bewilligung zur Aufnahme des Investitionsanlehens erteilt werde. Herr Noske, in dessen Fach doch bloß die Lebensversicherung gehört, versicherte bei dieser Gelegenheit den toten Bürgermeister Prix seiner unentwegten Hochschätzung und weckte dadurch die Erinnerung an den verderblichen Plan des vorletzten liberalen Stadtverwesers, das schon durch das Putschschacher Schöpfwerk verfälschte Werk der Hochquellenleitung durch die Hinzufügung einer Nutzwasserleitung vollends zu entwerten. Aber daß die Kommunal liberalen den Kommunalsozialismus bekämpfen, ist nur natürlich. Schwerer läßt es sich begreifen, daß Herr Dr. Victor Adler, dem Beispiel seiner Parteigenossen im Gemeinderat folgend, sich der Abstimmung über das Investitionsanlehen enthielt. Immerhin konnte er, den einen guten Grund dafür geltend machen, daß die Kontrolle der Stadt Wien durch den niederösterreichischen Landtag widersinnig ist. In der Tat! Und Herr Dr. Adler hätte hinzufügen können, daß das Umgekehrte das Richtige wäre. Der Gemeinde Wien müßte, wenn sie schon nicht reichsunmittelbar ist, das Recht zustehen, die Beschlüsse des Landtags über Ausgaben, die sie zu neun Zehnteilen zu tragen hat, zu überprüfen. †

* * *

Das zionistische Organ der deutschen Masseusen in Österreich

Man schreibt mir:

Auf S. 18 der Nr. 90 der 'Fackel' heben Sie hervor, daß die 'Neue Freie Presse' wieder einmal einen internationalen Zionistenkongreß — den fünften — totschiwig. Das Blatt ist nur konsequent in seinem edlen Zweiseelenleben. In seinen Spalten ignoriert es den

1 Und in Deutschland 2011? Ist es genauso — gelobt sei die "Steuersenkungspartei", auch Partei der Besserverdienenden oder Partei der Leistungsträger **FDP**.

Zionismus als solchen und begnügt sich, ihm auf dem allgemein politischen internationalen Gebiet die Wege zu ebnen, aber so, daß niemand den Zusammenhang bemerkt. Es hetzt in geschicktester Weise gegen alle jene Staaten, die eine dem Zionismus nicht in den Kram passende Politik befolgen. Offen zionistisch aber dürfen seine politischen Redakteure, die samt und sonders an dem Blatte 'Welt' mitarbeiten, nur außerhalb des Weltblattes auftreten. Ja, das geht noch viel weiter. Hat doch, wie ich aus sehr glaubwürdiger Konstantinopeler Quelle erfahren habe, während des französisch—türkischen Konfliktes Herr Herzl ein aufmunterndes Telegramm direkt an den Sultan gesandt. »Die schweren Tage werden vorübergehen ... « telegraphierte Zions Thronprätendent an denselben Sultan, den die 'Neue Freie Presse' noch vor nicht allzulanger Zeit mit ebenso großer Schlaueit wie Beflissenheit in die chinesischen Wirren hineinzuziehen bemüht war, indem sie ein — gar nicht existierendes — jungtürkisches Ulemakomitee, das gegen die Europäer hetze, aufs Tapet brachte. Weiters erinnerte Herzl seinen nunmehr übertölpelten Busenfreund am Throne der Osmanlis »an die Fabel vom Dornbusch«, welche er dem Beherrscher aller Leicht—Gläubigen bei einer Audienz erzählt und die dem Sultan angeblich so gut gefallen habe usw. Gleichzeitig aber (und das ist der schönste Treppenwitz der Weltgeschichte) stand damals die 'Neue Freie Presse' unentwegt auf — französischer Seite. Wie Sie sehen, macht die hohe Politik — hoffentlich nicht auch für Österreich oder England — König Herzl I., die 'Neue Freie Presse' hält ihm nur die Maske vor. Er kann es sich schon erlauben, an seinen osmanischen Bruder — wie es unter Souveränen nun einmal üblich ist — in Freud und Leid direkte Depeschen zu richten. Und der Sultan erkennt den neuen Kollegen an. Unverzüglich und mit Dank hat er jüngst auch das ihm übersandte Kongreßtelegramm erwidert.

* * *

[Die Widersprüche der 'Zeit' und der Symbolist Isi Singer]

»Insbesondere zeichnen sich da die 'arischen' Börsenkontors aus, denen die antisemitischen Blätter, allen voran die 'Ostdeutsche Rundschau', bereitwillig ihre Spalten zur Reklame leihen. Vorne wird gegen den Terminhandel gewettert und rückwärts sind Inserate und seitenlange Reklameberichte und Artikel der Börsenkontors.«

Diese Sätze stehen — risum teneatis! — in der 'Zeit', in deren volkswirtschaftlichem Teil (Nr. 377). Sie sind ganz ernst gemeint. Denn es ist die protzige Ansicht eines sozialpolitischen Millionärs, daß man sich mit den fetten Inseraten der Banken und Bahnen begnügen müsse und auf die kleinen Brocken, welche von den Börsenkontors abfallen nicht anstehen dürfe. Nur an den Inseraten von Börsenkontors nimmt die 'Zeit' Ärgernis. Daß sie sonst den Widerspruch zwischen Text— und Inseratenteil selbst nicht immer meidet, vielmehr manchmal stolz auf ihn ist, wissen ihre und der 'Fackel' Leser. Nur in besonderen Fällen hütet sich die 'Zeit' vor solchem Widerspruch: zwischen Annoncen der Creditanstalt und Angriffen auf deren Verwaltung hat sie sich noch allemal für die ersten mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit entschieden. Aber wenn schon der volkswirtschaftliche Text der 'Zeit', der ja

auch räumlich dem Inseratenteil der nächste ist, auf ihn jene Rücksicht nimmt, deren Außerachtlassung der 'Ostdeutschen Rundschau' verargt wird, so können noch drastischere Gegensätze im Textteil, zwischen dem Volkswirtschaftler und dem Politiker, vorkommen. Allwöchentlich beweist Herr Kanner den Freunden des Staatsstreichs, daß das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig ist, ja mehr Energie besitzt, als der Regierung lieb sein kann. Hat es doch gegen den Willen der Regierung die Abschaffung des Terminhandels proklamiert und wird demnächst für die Verstaatlichung der Privatbahnen eine Zweidrittelmajorität aufbringen. Man lasse das Parlament arbeiten, ruft der Politiker der 'Zeit'. Aber: nein, man lasse es nicht arbeiten, antwortet der Volkswirtschaftler, der für den Terminhandel und gegen die Eisenbahnverstaatlichung eintritt. Was ist also die Meinung der 'Zeit'? Man kann vermuten, daß sie durch Herrn Isi Singer repräsentiert wird, einen billigen Ausgleich zwischen den Ansichten der Herren Kanner und Federn darstellt und also lautet: Man lasse das Parlament arbeiten, was die Börse will!

*

[Die Mutter der Torheit]

Seht her, wie unbestechlich ich bin!, rief Singer und »drehte sich wie ein Pfau«. Er brachte nämlich eine novellistische Skizze zum Abdruck und konnte es sich nicht versagen, sie mit den folgenden Worten einzuleiten: »Im Manuskript dieser Studie waren ursprünglich die Namen zweier fashionabler Wiener Konditoreien und eines bekannten Wiener Modesalons genannt. Wir haben, *um Mißdeutungen vorzubeugen*, an ihrer Stelle die *symbolistischen* Namen Zuckerl, Obers und Jupon gesetzt. Anm. d. Red.« So und nicht anders war's wörtlich in der 'Zeit' vom 4. Januar zu lesen; wer's nicht glaubt, überzeuge sich. Herr Singer war nie Symbolist genug, um die Inserate der Bodencreditanstalt zu unterdrücken oder wenigstens den Namen Taussig durch »Bankenraub« zu ersetzen. Nun erkennt er auf einmal die Notwendigkeit, »*Mißdeutungen vorzubeugen*«. Und in einem belletristischen Beitrag, in dem die Nennung von Namen wie Demel, Gerstner und Drecolli zur Zeichnung bestimmter Wiener Milieus wohl unerlässlich, sicherlich unverdächtig ist. Aber wenn die 'Zeit' schon stadtbekannte Geschäfte nicht annoncieren will, so will sie sich wenigstens nicht die Gelegenheit entgehen lassen, ihre Unbestechlichkeit zu annoncieren. Kein Mensch wird jetzt glauben, daß Demel für den letzten Jour bei Singer's eine Freitorte geliefert hat, jeder überzeugt sein, daß sie beim »Zuckerl« zum normalen Preis gekauft war. Aber selbst der verstockteste Zweifler wird eines zugeben müssen: Daß Vorsicht auch manchmal die Mutter der Torheit sein kann.



Ein Revenant

Der liebe Augustin klopft an den Deckel seines Sarges, meldet sich zum Leben und beteuert, daß man ihn zu Unrecht begraben habe. Herr Felix Salten hat die feierliche Stille des Jungwiener Friedhofs durch ein Feuilleton über sich selbst, seine gescheiterten Hoffnungen, seine dennoch nimmer ruhende Sorge um Österreichs Varieté—Zukunft gestört. Der feinsinnige Or-

ganisator jener größten künstlerischen Niederlage, die, seit heimische Händler fremde Kunstwerte auf den Markt bringen, erlebt ward, der Mann, den Herr Wolzogens Profite nicht schlafen ließen, den das Sedan des deutschen Varieté zur Nachahmung spornte und mit dessen Namen nun für alle Zeiten die Erinnerung an ein Königgrätz des Überbrettls verknüpft sein wird, Felix Salten bleibt auch im Unglück stolz. »Unter gar keinen Umständen«, erklärt er, könne er sich »auf Konzessionen verstehen«. Er tut's nicht. Und mit der Bitterkeit des Mannes, der seine gemeinnützigen Absichten verkannt sieht, aber, frei von jeder Eitelkeit, immerdar entschlossen ist, die persönliche Wohlfahrt dem Sieg der guten Sache zu opfern, spricht er den Wunsch aus, daß »ein anderer, der nach ihm einen ähnlichen Versuch wagt, von den Resultaten seiner Bemühungen profitieren« möge, und »fürchtet« nur, daß sich »dieser andere durch die allgemeine Stimmung werde abschrecken lassen«.

Punkt für Punkt beweist uns Herr Salten, daß nicht nur die erhabenste Absicht, sondern auch natürlich die feinste Künstlerhand bei der Gründung und Ausgestaltung des »Jungwiener Theaters« im Spiele war. Nur für den Mißerfolg des »Ahasver« macht er zum Teil die »ungeschickte Vorführung« verantwortlich, und das Wiener Publikum, welches es schon ganz und gar der eigenen »Rückständigkeit« zuschreiben zu müssen glaubte, daß ihm Rivieres Schattenbilder als Wanzenparade erschienen, wird Herrn Salten für seine Großmut dankbar sein. Dagegen treffe des Sängers Fluch jeden, der an der Aufführbarkeit der Uhlandschen Ballade und ihrer Eignung für ein Varieté zweifelt! Hier glaubt Herr Salten wider den Stachel der Presse löken und ihr den Vorwurf nicht ersparen zu dürfen, daß sie durch Leute, »die sich jahrüber mit Vergnügen die banalsten Duliähmärsche vortrommeln lassen«, über einen Schumann aburteilen ließ. »Es ist schon notwendig, hier festzustellen,« — schreibt er — »daß *nicht ein einziger Musikkritiker* der Wiener Tagespresse über 'Des Sängers Fluch' zu Gerichte saß, sondern daß andere dieses Amt versahen.« Da bin ich denn in der peinlichen Lage, die Wiener Tagespresse gegen Herrn Salten in Schutz nehmen zu müssen und »festzustellen«, daß — um nur drei Namen zu nennen — Robert Hirschfeld, Max Kalbeck und Max Graf über das Jung—Wiener Unterfangen ausführlichst geschrieben und mit besonderer Entschiedenheit gegen die dreiste Verunehrung Schumanns und jenen profunden Ungeschmack, der sich an der Ausgrabung eines totgeborenen Werkes bewährt hatte, protestiert haben. Was Frank Wedekind anlangt, so »bekennt« Herr Salten »ganz offen«, daß er die Absicht hatte, ihn »den Leuten so lange aufzuzwingen, bis sie diese fesselnde, durch und durch vom feinsten, gütigsten und teuflischsten Humor funkelnde Persönlichkeit erkannt und sich ihr fasziniert in die Arme geworfen hätten«. Leider ist's bis zu dieser hübschen Rührszene nicht gekommen. Denn Wedekind, der seine Vorführung auf einer Riesenbühne als brutale Mißhandlung seiner im intimsten Kreise wirkungssicheren Vortragsgabe empfand, reiste von Wien ab, ohne den definitiven Zusammenbruch des Jung—Wiener Theaters abzuwarten. Und es wird in Zukunft sicherlich für beide Teile ersprießlicher sein, wenn »die Leute« die Persönlichkeit eines ernstesten Schriftstellers in seinen Büchern erkennen und nicht in seinem Gitarrengezapfe.

Herr Salten verweist auf die »glänzende Begabung« seines Kapellmeisters Hugo Felix, zählt jene fähigen jungen Musiker, die ihm ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt hatten, auf und vergißt bloß hinzuzufügen, daß sie, als sie den musikalischen Teil des ersten Abends von der glänzenden Begabung des Herrn Felix beherrscht fanden, allsogleich ihre Zusagen zurückzogen. Und Herr Salten nimmt sich endlich des Herrn Kolo Moser an, an dessen »Bühnenrahmen man sogleich das Schachmuster beanstandet« habe, »obwohl dieses

Muster gar nichts bedeuten sollte«, und von dessen »Rundvorhängen«, dem berühmten Velum, »man wieder nur zu sagen gewußt, daß sie den Schauspielern ungewohnt seien«. Aber man konnte doch Herrn Kolo Moser wirklich nur das Muster des Bühnenrahmens, das nichts zu bedeuten hatte und unnötigerweise Herrn Olbrich nachempfunden war, vorwerfen, und wegen des Velums, dessen Muster hinwiederum nach Herrn Salten sehr viel bedeutete, wurde nicht so sehr der Bühnendekorateur wie der Regisseur, der die Schauspieler nicht daran gewöhnt hatte getadelt. Im übrigen kann für die Bühneneinrichtung, die Herr Salten die Kolo Moser'sche und den »wertvollsten und wichtigsten Versuch, den das 'Jung—Wiener Theater' unternommen hat« nennt, Herr Kolo Moser schon deshalb nicht verantwortlich gemacht werden, weil er sie nur von den »Elf Scharfrichtern« in München, die sie seit einem Jahr besitzen, übernommen hat.

Es war eine überflüssige Grausamkeit, der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl zu wecken. Aber für ein bißchen Heiterkeit ist das Wiener Publikum dem Veranstalter des Jung—Wiener Theaters selbst dann dankbar, wenn er sie erst durch ein Feuilleton über sein Unternehmen bietet. So hat man gern seiner Versicherung gelauscht, daß bei der Gründung des »lieben Augustin«, an der sich Herr Siegfried Löwy mit zwanzigtausend Kronen beteiligt hatte, von »Profitgier« keine Rede sein könne. Und wo denn die »Clique« sei, der die Förderung des Jung—Wiener Varieté zugeschrieben wurde, während man doch in Wahrheit mit »allgemeiner unverhohlener Freude« dagegen losgezogen sei? Der Lobhymnus, mit dem Herr Salten ein paar Zeilen später sich dem selbstlosesten aller Förderer, Hermann Bahr, empfiehlt, erteilt seiner erstaunten Frage die Antwort. Und dabei ist er undankbar gegen Herrn Hevesi, der in Wien und Budapest das Seine tat und seinen jugendlichen Überschwang wahllos zwischen Kolo Moser und Fräulein Sartori, Bodenstedt und Streitmann sich entfalten ließ; undankbar gegen die Blätter, die in der nicht unbeträchtlichen Einflußsphäre Siegfried Löwy's liegen. Daß ein paar Reporter irrtümlich, zufällig, oder weil sie sich der Erbitterung des genarrten Publikums nicht in den Weg zu stellen wagten, die Wahrheit über jenen Abend berichteten, berechtigt Herrn Salten noch nicht, sich als den von seiner Zeit verkannten Neuerer zu fühlen. Zu einer Anklage gegen seine Tadel, die »von jeher den geschmacklosesten Schund aus guten Gründen mit unerschöpflicher Milde loben«, hatte gerade er nicht die geringste Veranlassung. Mit unerschöpflicher Milde hat er einst »Adam und Eva«, das Werk der Herren Julius Bauer und Charles Weinberger, gelobt und ganz in dem Jargon der Kollegen vom »lokalen Teil« von einem »Feuerwerk von Bonmots«, von Scherzen, die »ihre Runde durch die Stadt angetreten haben« gesprochen und ausgerufen: »Man möchte sagen, daß dieser Humor die Musik Weinberger's auf seine Schwingen nahm, damit sie noch liebenswürdiger werde!« Vielleicht aus Überzeugung, vielleicht — »aus guten Gründen«. Und stets ist dieser strengste Wiener Kunstrichter gegen die Produzenten der »Clique« nachsichtiger gewesen als sie gegen ihn. So mag er sich denn höchstens über Undankbarkeit beklagen. Für ein Martyrium fehlt jeder Vorwand, und für den Mißerfolg einer mit beispielloser Ungeschicklichkeit angepackten Sache darf Herr Salten nicht das Publikum, nicht die Neider und Nörgler, sondern nur sich selbst verantwortlich machen. Mit der Kreierung eines neuen Genres hat's seine gute Weile, und auch nach der Selbstverteidigung sind wir von der Ansicht nicht abzubringen, daß wir noch eine zeitlang mit Drama, Epos und Lyrik unser Auskommen finden werden, daß mindestens die Herren Streitmann und Natzler nicht ganz die geeigneten Männer sind, um die »Empfindungsmomente der Zeitpsyche« zum Ausdruck zu bringen. Herr Salten wird

doch Konzessionen machen müssen. Statt neuerlicher Überhebung wäre es ihm besser angestanden, das Wiener Publikum um Verzeihung zu bitten, zu gestehen, daß er im Bunde mit Herrn Löwy geirrt hat, und zu versprechen, daß er's nie wieder tun werde. Juif errant, ohne Schattenbilder und feuilletonistische Verklärung, wäre menschlich und rührend ...

* * *

[Euripides und das geistige Wien]

Es war wieder einmal ein Festtag der Wiener Kritik, als neulich der »Herakles« des Euripides von dem jungen »Akademischen Verein für Literatur und Kunst« aufgeführt wurde. Alle hatten die zwanzig erklärenden Seiten gelesen, die Wilamowitz seiner Übersetzung »zur Einführung« voranschickt, und so konnten, der tiefsten Erkenntnis griechischen Wesens und griechischer Dichtung voll, Geister, vor denen der »Rosenmontag« und der »Apostel« längst keine technischen oder gedanklichen Geheimnisse mehr bergen, auch das vielverschlungene Gewebe des modernsten der hellenischen Künstler entwirren. Weisheitsschwer waren die Kritiken über den »Herakles«, und der Leser staunte umsomehr ob solcher Weisheit, wenn ihm ihr Sinn dunkel blieb: der flüchtig lesende Kritiker hatte des Herrn v. Wilamowitz Meinung nicht völlig enträtselt. Am unverständlichsten war Herr Hermann Bahr; er hatte nicht nur den »kleinen«, sondern auch den »großen Wilamowitz« — die zweibändige Ausgabe des »Herakles« — studiert, und im flackernden Gedächtnis durchkreuzten sich ihm die Gedanken. Eines nur stand in der Erinnerung fest: Wilamowitz liebt es, Shakespeare zum Vergleich mit den griechischen Tragikern heranzuziehen, und wo er auseinandersetzt, wie »der 'Herakles' in einer wirklich freud— und trostlosen Stimmung gedichtet« ist, fügt er in einer Anmerkung hinzu, daß er vom alternden Dichter um dieselbe Zeit geschrieben wurde, in der »der Menschenhasser Timon lebte oder doch auf die Bühne gebracht ward«. Und da schuf sich Herr Bahr rasch einen Zusammenhang: Shakespeare hat in freud— und trostloser Stimmung einen »Timon« gedichtet. Und Herr Bahr schreibt: »Ich weiß nicht, ob man je bemerkt hat, wie sehr der 'Herakles' des Euripides jenen schwarzen Dramen gleicht, die der alternde Shakespeare in seiner Erbitterung geschaffen hat, von 'Antonius und Kleopatra' über 'Troilus und Cressida' bis zum 'Coriolan' und 'Timon'.« Dann aber folgt Bahr'scher Eigenbau; ein Exkurs über des Euripides Technik. Sie ist flüchtig. »Eine Exposition im Stiel einer Depesche; Herakles fort, wahrscheinlich tot, sein Vater, die Frau, die Kinder von einem bösen Tyrannen bedroht. Wir möchten gern wissen: warum und auf welche Art ist der Tyrann böse? Aber der Dichter hat keine Zeit: denkt euch das aus, wie ihr wollt — mir genügt, daß er böse ist, das brauche ich.« Und Herr Bahr hat in der atemlosen Hast — seiner Kritik, nicht der euripideischen Exposition — die Verse 35—43, 165—169 und 545—547 ganz übersehen, in denen dreimal gesagt wird, daß der Tyrann Lykos, der Thebens Fürsten Kreon, den Schwiegervater des Herakles erschlagen und seines Throns sich bemächtigt hat, des Herakles' Geschlecht vertilgen will, damit in ihm nicht einst ein Rächer Kreons erstehe. Aber »nur vorwärts, nur weiter«, ruft Herr Bahr. Herakles kommt zurück, »erfährt, was geschehen, stürzt in den Palast, und schon hören wir den Tyrannen aufschreien: Weh mir — ich falle durch Verrat!, und schon kann der Chorführer verkünden: Gefährten, überwunden ist der Frevler.« Und schon, das hat Herr Bahr in seiner Ungeduld nicht bemerkt, halten wir auch bei Vers 760 und, wenn der Chor den Lobgesang, der die Szene abschließt, geendet hat, bei Vers 813; weit mehr als die Hälfte der 1427 Verse umfassenden Dichtung

entfällt auf die Exposition Dann folgt bei Herrn Bahr noch ein Vergleich des »Herakles« mit dem »Michael Kramer«, ein Zitat aus dem großen Wilamowitz und eine arge Mißdeutung des Gedankens, in den die Dichtung ausklingt. Der Fleiß, mit dem Herr Bahr sich durch die Einleitungen des Wilamowitz durchgearbeitet hat, ist den Lesern des 'Neuen Wiener Tagblatt' übel bekommen. Sie vermögen all den Unsinn nicht zu verstehen und müssen die Leser des 'Extrablatt' beneiden, die bei der Kritik des Gerichtssaalredakteurs Basch wenigstens die Beruhigung fanden, zu verstehen, daß sie unsinnig ist. Der hat sich bloß irgendwo die »Auffassung« geholt, daß zwei Stellen des »Herakles« seinen Grundgedanken enthalten, und schreibt nun:

»Welche Wirkung müssen einst vor dem Volke in Athen die flammenden Worte hervorgerufen haben: 'Kein einz'ger Mensch ist ohne Sünde, — Kein Gott, wenn wahr ist, was die Dichter singen. — Und dennoch wohnen sie im Olymp. — Und haben sich darein gefunden, — Daß sie schuldig worden sind.' Und an einer anderen Stelle: 'Doch daß ein Gott verbotener Liebe fröne, — Daß Götterarme Fesseln je getragen, — Das hab' ich nie geglaubt und will's nicht glauben. — Noch daß ein Gott dem andern Gott gebiete. — Wahrhafte Gottheit kennet kein Bedürfnis, — Nur frevle Märchen dichten es ihr an'. Euripides verkündet so die Lehre von der Sündigkeit aller. Sündig sind die Götter, sündig die Menschen.«

Aber selbst aus dem Gerichtssaal wäre das noch eher zu wissen als aus Euripides. Denn die zweite der zitierten Stellen sagt, daß bloß »frevle Märchen« den *Göttern* die Sünde andichten. Wenn der Mann die Worte des Theus über die Sündigkeit von Menschen und Göttern vollständig wiedergegeben und auch die Frage: »Sind nicht im Himmel Ehen, welche jedes Gesetz verbietet? War es nicht ein Gott, der seinen Vater um des Thrones willen in Schmach und Ketten warf?« zitiert hätte, so könnte auch ein Leser des 'Extrablatt' nicht verkennen, daß die Antwort des Herakles: »Doch daß ein Gott verbotener Liebe fröne usw.« eine *Widerlegung* ist, die eine höhere Ansicht von den Göttern der gang und gäben gegenüberstellt. Aber was kümmert im Grunde die Kunden des 'Extrablatt' und des 'Neuen Wiener Tagblatt' der »Herakles«? Von allen Gedanken, die er birgt, ist höchstens der eine ihnen verständlich und vertraut, den im Vers 635 der heimgekehrte Held ausspricht: »Das Geld alleine scheidet Hoch und Niedrig.«

Zum Gelde führen die Gedanken der Leser, führen schließlich auch die Gedanken der Kunstrichter der Concordia—Presse allemal mit Sicherheit zurück. Am raschesten fand sich jüngst der Herr von der 'Wiener Morgenzeitung' in den liberalsten aller Gedankengänge wieder. Die Stücke der Wiener Rezensenten »machen nichts« oder nicht viel, und auch beim Verschleiß modernster Kunstproduktion — das »Jung—Wiener Theater« hat's bewiesen — ist wenig zu holen. Aber alte Literatur »macht etwas«, wie das Unternehmen des »Akademischen Vereines für Kunst und Literatur« zeigt. Volle Häuser! Und da sollte die maßgebende Kritik untätig zusehen? »Die Jugend«, so ruft Herr Koppel, »hat den Anstoß gegeben«, — »aber nehmen wir ihnen nun die *Führerschaft* ab, befreien wir sie von der Mühe, für etwas zu sorgen, das denn schließlich doch den in den mittleren Jahren Stehenden näher liegt«: für die weitere, die materiell aussichtsvolle Verwertung einer löblichen Kunstabsicht. »Es wäre ein schönes Beginnen, und in Hermann *Bahr* besäßen wir den rechten Mann zur Leitung ... an tätiger Mithilfe würde es nicht fehlen, und so müßte es gelingen.« Gewiß, so müßte es gelingen, eine fremde Idee zu stellen, fremder Mühe Früchte zu ernten und ein literarisches Unternehmen zur Erwerbsgelegenheit für jene, denen die Tantiemen nicht mehr reichlich genug

fließen, zu erniedrigen. »Die Jugend hat den Anstoß gegeben«, aber »reifen Männern würde es erst anstehen, eine solche Angelegenheit zu fördern, zu regeln und zu sichern«. Das klingt wenigstens aufrichtig. Wenn es sonst die Übung ist, daß die reifen Männer den Anstoß geben und die Jugend nacheifert, hier war's fataler Weise einmal umgekehrt. Holen wir das Versäumte nach. Glückt's mit Buchbinder nicht mehr, schmarotzen wir an Euripides, und wenn wir an griechischer Dramenkunst unser Unverständnis gezeigt haben, so wird es uns auch noch gelingen, unser Schachertalent an ihr zu bewähren.

* * *

[Das Vorbild Aretin]

»Zuerst, da man bei Aretin immer vor allem daran denkt, wie er die großen Monarchen und die kleinen Fürsten, mit denen er in Korrespondenz stand, an Bezahlung seiner publizistischen Dienste zu mahnen pflegte, möchte ein Brief Aretins an seinen venezianischen Verleger Marcolini angeführt werden, in dem er auf ein Honorar für den ersten Band der Briefe verzichtet, damit der Verleger dieselben billiger verkaufen könne. Die Hauptstelle lautet: 'lo voglio con il favore di Dio, che la cortesia dei Principi mi paghi le fatiche de lo scrivere, e non la miseria di chi le cornpra,' zu Deutsch: Ich wünsche mit Gottes Gunst, daß die Höflichkeit der Fürsten mir die Mühe meiner Schriftstellerei bezahle und nicht, daß die Armut der Käufer (meiner Bücher) dies tue.' Der Brief ist vom Januar 1538 datiert. In Erwägung aller Verhältnisse kann man sich keine demokratischere Auffassung des Schriftstellerberufes denken. Leben muß doch jeder, und Aretin will allerdings bequem leben. Darum sollen ihn die Fürsten gut bezahlen, die kleinen Leute aber dafür seine Schriften billig haben.«

Diese Worte sind einem Feuilleton über Pietro Aretinos Briefe entnommen, das J. V. Widmann (Bern) am 4. Januar in der 'Neuen Freien Presse' veröffentlicht hat. An anderen Stellen nennt Widmann Aretin den »ersten großen Journalisten modernen Stils«, dessen als Flugschriften verbreitete Briefe »ganz einfach der Anfang des Zeitungswesens« gewesen seien und »die neue Großmacht der Presse begründeten«. Aber die Bedeutung des Pamphletisten der Renaissance ist gewiß nicht darin zu suchen, daß er aus sozialpolitischer Einsicht bestechlich war, und die publizistischen Fürstendiener, als deren Ahnherr er uns so offenherzig vorgestellt wird, lassen sich die Mühe ihrer Schriftstellerei — mit Gottes Gunst — sowohl von den ihre Feder Fürchtenden als von ihren Verlegern bezahlen. Sicherlich ist aber die Korruption angestellter Journalisten noch nie den »kleinen Leuten«, die ihre Schriften billiger haben sollten, zugute gekommen, sondern sie hat stets nur zur Vermehrung des Verlegergewinnes beigetragen. Schlechte Besoldung eines Handelsredakteurs läßt auf jene besondere Großmut des Herausgebers schließen, die dem Tintensklaven ein Plätzchen an der Pauschalienkrippe gönnt, und hat so wenig mit einer Verbilligung des Abonnements zu schaffen wie etwa die Aufhebung des Zeitungsstempels. Aretin mag der modernen Journalistik als Pionier der Bestechlichkeit verehrungswürdig sein; die »demokratische Auffassung«, die die Höflichkeit der Fürsten nur um der Armut der Leser willen in Anspruch nimmt, hat sie nicht von ihm überkommen. Die »neue Großmacht der Presse« darf sich bei J. V. Widmann für den Freibrief, den er zugleich der Feilheit und der Verlegerausbeutung ausstellt, bedanken. Ich für meine Person muß, da ihm der italienische Satiriker als der Vorläufer des modernen Zeitungswesens

am interessantesten ist, mich heute gegen einen Vergleich verwahren, den mir Widmann vor längerer Zeit im Berner 'Bund' angetan hat, als ich das Opfer eines hinterhältigen Überfalls geworden war. Daß ich mich »mit dem Beispiele Pietro Aretinos trösten« möge, meinte er damals. Ja, welcher Art des Schrifttums soll denn der toskanische Spötter eigentlich vorbildlich sein? Der »Concordia« für's Zuckerbrot und mir für die Peitsche?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Kraus der andere und sein Verkehr mit Sigmund Münz]

Confuser Leser. Sie fragen mich, ob sich die folgenden Sätze, die Sie in einem Feuilleton der 'Neuen Freien Presse' kürzlich fanden, auf MICH beziehen: »Die Antipathie gegen alle Demokratie, in KRAUS ohnehin stark entwickelt, ward genährt usw.« ... »Ein Aristokrat des Geistes« ... »Eine Einschachtelung in eine Clique verträgt dieser Europäer großen Stiels nicht. Weder Klerikale noch Liberale können ihn für sich reklamieren« ... »Er hatte sich von keiner Sekte einfangen lassen, denn er wollte sein Er und nochmals Er und dreimal Er« ... »Er wollte selig sein nach seiner Façon« ... »Wie viel muß leiden, wer sich mit den Sekten oder Cliques nicht solidarisch fühlt! Solch' ein Einsamer war auch Kraus« ... »Er wollte kein Parteimann sein« ... »'Der Gott der Literatur ist es, der heute die FACKEL trägt, welche die Menschheit erleuchtet'. Schade, daß Kraus nicht die Resignation besessen hat, sich in der Literatur auf ein fester begrenztes Gebiet zu konzentrieren, schade, daß er den Kitzel hatte, zu oft mit seinen Produktionen in die Öffentlichkeit zu treten« ... »Er verschwand auch nicht immer mit seiner Person hinter dem Gegenstand« ... »Er war nicht immer gründlich, aber stets interessant«. — — Ja, wie konnten Sie nur glauben, daß dies alles über MICH gesagt sei? Erstens müßte ich schon aus Bescheidenheit ablehnen, und dann — hält man denn Totgeschwiegenen einen Nachruf? Lesen Sie doch aufmerksamer und Sie werden wahrnehmen, daß jenes Feuilleton der 'Neuen Freien Presse' ein Nekrolog für den toten Franz Xaver Kraus ist, der nicht nur ein »freisinniger Theolog« war, sondern auch das Glück hatte, noch kurz vor seinem Tode die Bekanntschaft des Herrn Sigmund Münz zu machen. Eine seltsam ahnungsvolle Regung treibt alle hervorragenderen Leute diesem Gewohnheitsbiographen in die Arme. Erst kommt die Gicht, dann kommt der Münz. »Die Macht, wenn sie nicht im Dienste hoher Gedanken steht, mußte einen Geistesmenschen wie Kraus abstoßen.« Und dennoch hat er für die 'Neue Freie Presse' geschrieben, ja hat im Sommer 1896 mit Herrn Sigmund Münz, wie uns dieser zu erzählen weiß, »ein Plauderstündchen im Café Europe« verbracht. Die Unterhaltung wird von dem ehrlichen Biographen folgendermaßen geschildert: »Im Gespräche schlossen sich ihm die brillenbewaffneten Augen, und im Affekt ballten sich die von rheumatischen Leiden verkrümmten Finger zur Faust zusammen«. Man sieht, Kraus — das bin NICHT ich — hat wirklich mit Münz verkehrt. Und das macht ja die Toten erst zu »großen Toten«, daß einer mit mehr oder weniger Berechtigung, aber stolz von ihnen sagen kann: »Mich hat er gekannt!« Diese Pietät ist eine spezifische Eigenschaft der Literarhistoriker der 'Neuen Freien Presse'. Des verstorbenen Lyrikers Rittershaus Gedichte z. B. werden längst vergessen sein; aber nach Generationen noch wird man sich erinnern, daß er mit Wilhelm Goldbaum Umgang gepflogen hat. Und

nun gar Sigmund Münz! Am Montag stirbt einer, am Mittwoch heißt es in der ersten Feuilletonspalte: »Ich blättere in seinen Briefen«. Und dann geht's rapid: »Es war im Sommer 1896. ER weilte damals in Wien. WIR bummelten durch die innere Stadt.« Ein atemloser Lebensläufer, der noch nie zu sich gekommen ist, stets freudig erregt, daß es so viel berühmte Männer gibt, und doch überfroh, wenn sie aussterben, vom Briefwechselfieber durch und durch gerüttelt: so ist uns Münz wieder in seinem Nachruf für den »freisinnigen Theologen« — der ihm, gerade ihm sein Herz über Rom ausgeschüttet hatte —, entgegengetreten. Wer jenen ersetzen werde, fragt er zum Schluß. Martin Spahn? Aber der sei, meint er mit dem Humor eines Leichenbitters, »nur ein Spahn, und Franz Xaver Kraus war ein Block«. Mit dem Worte »Block« endet das Feuilleton, dann folgt nur mehr — des Reimes wegen — die Unterschrift »Sigmund Münz«.

[Das Jubiläum der Prager 'Bohemia' und der verschenkte Inseratenteil]

Prager. Die Weihnachtsnummer der Neuen Freien Presse, brachte unter dem Titel »Ein Zeitungs—Jubiläum« eine spaltenlange Reklamenotiz für die Prager 'BOHEMIA', die mit den Worten begann: »Die alte, aber trotzdem rüstige und jugendfrische Vorkämpferin des Deutschtums ... « und mit den Worten endete: »Seitdem führt Dr. Richard Schubert, einer der vielen trefflichen Publizisten, die aus der Schule der 'Bohemia' hervorgegangen sind, die Leitung des Blattes ... « Daß Herr Dr. Schubert ein Publizist, noch dazu ein trefflicher ist, hat ihn, wie Sie mir mitteilen, sehr überrascht. Er ist nämlich ein Publizist, der noch gar nichts publiziert hat. TROTZDEM besorgt er nicht »die Leitung« des Blattes. Der Machthaber ist vielmehr ein Herr Katz, der Prager politische und Theater—Reporter der 'Neuen Freien Presse', für den Herr Schubert das Blatt bloß als verantwortlicher Paradechrist zeichnet. Er kann also eigentlich nur zeichnen, nicht schreiben. Die 'Bohemia' ist unter allen Prager deutschen und tschechischen Tagesblättern das kleinste; ihr Prestige sicherlich heute immer noch größer als ihr wirklicher Einfluß. Sie kann in der Tat auf eine ziemlich anständige Vergangenheit zurückblicken: nur zwei Drittel der 75 Jahre war sie offiziös. Recht amüsan ist übrigens Ihre Behauptung, daß sie eigentlich erst 74 Jahre zurückgelegt hat und sich älter macht, als sie ist. Die 'Bohemia' hat ihr Jubiläum ein Jahr früher gefeiert, weil sie wußte, daß das 'Prager Tagblatt' 25 Jahre alt wird, und es um 50 Jahre handicappen wollte. Der Wiener Hauptmacher ist übrigens Herr Torsch von der 'Neuen Press', dessen Aufgabe es ist, täglich irgend etwas über das Parlament nach Prag zu »blasen«. Der früher erwähnte Herr Katz ist in der liberalen Journalistik eine Rarität. Er WEISS nämlich ganz genau, daß er nicht schreiben kann. Die anderen, die für ihn Reklamenotizen über Herrn Angelo Neumann an die 'Neue Freie Presse' telefonieren, weil er selbst die Stilisierung nicht zustande bringt, wissen NICHT, daß sie nicht schreiben können. Es ist aber vielleicht ungerecht, wenn man bürgerliche Blätter nach ihrem Redaktionsteil und nach ihren Redakteuren beurteilt. Das Wichtigste ist doch — auch in Prag — der Inseratenteil. Auf den Inseratenteil müßte also die Rüstigkeit und Jugendfrische passen, die von der 'Neuen Freien Presse' an der 'Bohemia' so sehr gerühmt wird. Das Blatt hat jedoch, wie Sie mir mitteilen, erst kürzlich einen Inseratentagenten, den es mit erheblichen Opfern der Konkurrenz abgejagt hatte, verloren, weil er für die 'Bohemia' keine Inserate erhalten konnte, und die Vorkämpferin hat in ihrer Morgenausgabe vom 15. Dezember mehr als 45 Seiten Inserate VERSCHENKT, um in größerem Umfange erscheinen zu können und auswärtigen Annoncenkunden als »rüstig und jugendfrisch« zu erscheinen. Neben den Zeitungen, die ihren Redaktionsteil verkaufen, gibt es jetzt also auch solche, die ihren Inseratenteil verschenken. Wenn der originelle Gedan-

ke der 'Bohemia' für ein Blatt mit größerer Auflage nicht zu kostspielig wäre, so würden wir in Wien bald Blätter von 10 und 20 Druckbogen mit verschenkten Annoncen auftreten sehen. Der eine Schwindel ist im Grunde ebenso wirksam wie der andere. Täuscht jener den Leser, so täuscht dieser den Inserenten, und das ist schließlich auch etwas.

[Antwort auf eine Beschwerde von Technikern]

Techniker. Sie schreiben: »Wir, gewesene Techniker und derzeit studierende, haben an Euer Wohlgeboren zwei rekommandierte Briefe mit der Bitte um Aufnahme begründeter Beschwerden gerichtet und — keiner wurde von Ihnen bisher beachtet. Sollten Sie sich vor den Wassermachern Toula, Gruber, Prokop usw., fürchten? Traurig genug! Wir bitten um gütige Aufklärung. Wenn Euer Wohlgeboren uns nicht berücksichtigen, werden wir auch die 'Fackel' nicht mehr lesen. Achtungsvoll: Techniker.« Sie scheinen, da die wiederholte Besprechung von Mißständen an der Technik Ihnen entgangen ist, auch schon bisher die 'Fackel' nicht gelesen zu haben, und ich muß Sie bitten, sich durch nichts in dieser freundlichen Gewohnheit stören zu lassen. Gewiß nicht durch die Aussicht auf die Veröffentlichung völlig unverständlicher, zudem anonymer Beschwerden! Dagegen bin ich, auch wenn Sie dann die 'Fackel' nicht mehr lesen sollten, zur Publikation ernster und begründeter Angriffe im öffentlichen Interesse jederzeit bereit. Sie sehen: Langes Harren findet seinen Lohn oder — Grob muß man sein; dann bekommt man endlich eine Antwort.

[Die »Exilierten« des Herrn Bukovics]

Beobachter. Die Angriffe der »Exilierten« auf Herrn Bukovics — siehe Nr. 88 ¹ — dauern fort. Mit der Gereiztheit, die hier die Feder führt, vermag höchstens die Offenheit zu versöhnen. So klagt die 'Extrapost', man »spare« jetzt im Volkstheater, und zwar »am unrechten Platze«. Ich, der sich in seine »persönlichen Feindschaften kindisch verbeißt«, merke gar nicht, wo eigentlich die Wirtschaft im Volkstheater anzugreifen sei. Die SPARWirtschaft müsse bekämpft werden, denn diese zeitigt die übelsten Folgen. »Immer wenn ein Theater spart, STELLT ES ZUERST ZEITUNGEN DIE REFERENTENSITZE ein. Als ob die Sitze, die man für die einem Theater IMMER NÖTIGE REKLAME ausgibt, UMSONST AUSGEGEBEN WÜRDEN! Als ob in einem Theater nicht immer so viel Sitze frei wären, als die Premierenreferenten brauchen!« ... Oh, über diesen einsichtslosen Direktor! »Aber diese Kleinlichkeit hilft einem Theater nicht; heute sind bei Premieren ganze Sitzreihen leer, was nützt es da, daß man ein Dutzend Freikarten erspart?« — Man wird zugeben, daß selten noch von einer Publizistik in so entgegenkommender Weise die Wege gezeigt wurden, die zur Besserung offensichtlicher Übelstände führen könnten. Herr v. Bukovics möge die Hand, die sich ihm entgegenstreckt, schleunigst fassen. Sie ist unbewaffnet. So billig wird er nicht immer davonkommen.

[Lebhafter Beifall nach einer nicht gehaltenen Rede des Herrn Völkl]

Genosse. Man kann nicht hinter allem her sein. Nachträglich machen Sie mich darauf aufmerksam, daß die 'Arbeiter—Zeitung' vor einiger Zeit eine von Freisinn überquellende Rede des Herrn Völkl veröffentlicht habe; der Bericht schloß mit den Worten: »Die heutige Versammlung ist neuerdings ein Beweis von dem Erwachen dieses Geistes, der alle freiheitlichen Männer Wiens mit der Zeit gewiß zum Siege führen wird!« und verzeichnete »lebhaften, anhaltenden Beifall«. Wer ihn gespendet hat, geht aus der Darstellung der 'Arbeiter—Zeitung' nicht hervor. Die Versammlung bestimmt nicht. Denn die wurde gesprengt, bevor Herr Völkl seine Rede halten konnte. Es ist ein wahres Glück, daß ihr Text schon vorher den Redaktionen übermittelt worden war.

1 # 11 & # 12 Beobachter

[Die seltsamen Versmaße des Dichters Landesberg]

Dichter. Für Übungen im Skandieren wären vielleicht die Neujahrsverse des Herrn LANDESBERG in der 'Österreichischen Volkszeitung' zu empfehlen. Versuchen Sie's:

Saturn ist heuer Jahres—Regent
Der MondesherrSCHAFT—Überwinder.
Er leuchte unserem hohen Parlament,
Das AUCH frißt die eigenen Kinder.

oder.

Herrn Klimt, dem Professor der »Philosophie«
Samt Schülern, die zu ihm jetzt laufen,
Wir wünschen eine Menge von Pinseln, die
Die Bilder auch ihnen abKAUFEN.

Sie finden da höchst seltene Versmaße in bunter Abwechslung vertreten. in der Regel herrscht der folgende Typus vor:

U — U U U U U U U U —

Lernen Sie und schreiben Sie dann ein Libretto! Die Wiener werden es sich gewiß öfter als 75 Mal gefallen lassen.

[Ein tiefer Blick in das Innenleben]

Ethiker. Unter den Antworten auf die bekannte Rundfrage der 'Reichswehr'. »Was halten Sie für das höchste Glück und was für das herbste Unglück?« war die folgende des Herrn Louis Treumann, Mitglieds des Carltheaters, zu lesen: »Ich halte für das größte Glück, keine Gläubiger zu besitzen für das größte Unglück, sie nicht loswerden zu können.« — Die 'Reichswehr' hatte in der Einleitung zu der Enquete versichert, daß die Antworten »uns einen tiefen Blick in das Innenleben des Gefragten tun lassen. Er wird uns näher gerückt, er wird uns begreiflich, wir lernen ihn ganz kennen.«

[Literarhistorische Differenzen mit der Firma Moriz Feuerschein & Comp.]

Schadenfroh. Ich hätte es nie geträumt, daß ich mit der Firma Moriz Feuerschein & Comp. auch noch LITERARHISTORISCHE Differenzen auszutragen haben würde. Aber leider ist dieser Fall eingetreten, und ich muß, da ich schon in zwei Nummern nicht dazu kam, endlich auf eine im 'Feuerschein' enthaltene Polemik reagieren, die weder das erschlichene Markenrecht an der 'Fackel', noch die zurückgehaltenen Abonnentenlisten, sondern — Nestroy betrifft. Ernstlich wirft mir mein geehrter unlauterer Wettbewerber nichts geringeres als eine literarhistorische Blamage vor. »Bei Besprechung eines Herzl'schen Feuilletons über Nestroy« habe ich, so schreibt er, »dem berühmten Psychiater Prof. Theodor Meynert die Äußerung in den Mund gelegt, Nestroy sei ein Fetzen von Shakespeare. NUN WEISS ABER JEDES LITERARISCHE KIND, daß dieses Wort vom Vater des Genannten, dem Schriftsteller und Literarhistoriker HERMANN GÜNTHER MEYNERT herrührt.« Die 'Fackel' ist tot, es lebe — — Ja, was ist mir denn da passiert? Theodor Meynert war Psychiater; wie sollte denn der zu Nestroy und Shakespeare kommen? Und Hermann Günther Meynert war Literarhistoriker; dem ist doch eine Beschäftigung mit Theaterdichtern eher zuzutrauen! Somit weiß jedes literarische Kind und folglich auch Justinian usw. Oder sollte dem doch nicht so sein? ... Hermann Günther Meynert war ein ziemlich belangloser Theaterkritiker zur Zeit Nestroy's, von dem selbst literarische Erwachsene nichts wissen. Sein berühmterer Sohn Theodor aber war, was wiederum die literarischen Kinder nicht wissen, ein großer Verehrer Nestroy's. Den Ausspruch »Ein Fetzen von Shakespeare« hatte ich der bekannten Nestroy—Biographie Moritz Necker's (Nestroy's gesammelte Werke Bd. XII, S. 214), auf die in jenem Artikel auch hingewiesen war, entnom-

men, und der Biograph hat ihn, wie mir mitgeteilt wird, UNMITTELBAR AUS THEODOR MEYNERT'S MUNDE. Es wäre ja gewiß nicht ausgeschlossen, daß Theodor selber schon das geflügelte Wort von seinem Vater überkommen hatte. Was aber würde dies an der Richtigkeit und Wichtigkeit der Bemerkung ändern, daß ein Mann wie Theodor Meynert Nestroy einen Fetzen von Shakespeare genannt hat? Es sollte doch nur Meynert's Begeisterung, nicht Meynert's Originalität behauptet werden! Jedes literarische Kind weiß, daß Hermann Günther Meynert das Wort geprägt hat? Aber Justinian ist nicht imstande, dies unter Hinweis auf die Kritik, in der es zuerst gestanden ist, zu beweisen. Ich bin aber imstande, zu beweisen, daß Theodor Meynert es GESPROCHEN hat Es tut mir wahrhaftig um den Raum leid, den ich dieser Abfertigung widmen muß. Ich antworte ohnehin nicht auf ein Zehntel der Anwürfe, die gekränkte Geldgier und verlassenes Spekulantentum seit dem Oktoberbeginn gegen mich schleudern. Aber jene »sachliche« Polemik, die ja, weil einem Theaterkritiker wirklich leichter als einem Psychiater die Vorliebe für Nestroy zuzutrauen ist, die Gefahr birgt, plausibel zu scheinen, mußte in ihrer vollendeten Blödsinnigkeit enthüllt werden. Es ist etwas eigenes um das Problem der Väter und Söhne. Im Falle Meynert war der Sproß bedeutender. Aber Wagner, Bismarck und Moriz Frisch setzen sich in ihren Söhnen nicht fort.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

V XI 7/1/ 12

In der Rechtssache des Karl Kraus gegen Justinian Frisch wegen einstweiliger Verfügung pto. Urheberrecht wird dem Recurse des Letzteren wider den Beschluss des k. k. Bezirksgerichtes Innere Stadt II Wien VOM 2. Dezember 1901 G. Z. V XI 7/1 / 10, womit das Gesuch des Letzteren um Aufhebung der einstweiligen Verfügung und Festsetzung eines Ersatzbetrages per 178 K abgewiesen wurde, keine Folge gegeben und der angefochtene Beschluss aus dessen zutreffenden Gründen bestätigt.

Die Kosten des erfolglosen Recurses hat Recurrent nach §§ 40, 41, 50, C. P. O. §§ 402 u. 78 E. O. selbst zu tragen.

K. k. Landesgericht Wien in C. R. S. als Recursgericht
Abth. XII.

Wien, am 24. Dezember 190.

Rechtenberg m. p.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3